



Drei Teile für acht Türme

Ausstellung in Allenstein erinnert an das Tannenbergdenkmal und den »Kult der Erinnerung«

In der Kunstgalerie BWA beim Planetarium in Allenstein ist noch bis zum 23. März eine von Dorota Nieznalska gestaltete unkonventionelle Ausstellung mit dem Titel „Kult pamieci! Tannenberg-Denkmal“ (Kult der Erinnerung! Tannenberg-Denkmal) zu sehen. Passend zum 100. Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg, der das heute nicht mehr existierende Monument bei Hohenstein gewidmet war, unternimmt die Künstlerin den Versuch, sich der Erinnerung an das Tannenbergdenkmal, seiner Geschichte, seines Endes und damit im weitesten Sinn des Erinnerns an das gemeinsame Kulturerbe Ostpreußens anzunehmen.

Der große Saal der Galerie ist für die multimediale Ausstellung dreigeteilt. Den vorderen Teil nimmt eine Installation von acht hängenden Leinwänden ein, die in einem offenen Achteck angeordnet sind. Auf sie werden Bilder der Reste des Tannenbergdenkmals projiziert, die verblassen und wieder deutlicher werden. „Diese Leinwände symbolisieren die Türme, die Majestät der Architektur und gleichzeitig ihre Vergänglichkeit“, erläutert Dorota Nieznalska, „und die Änderung der Bildschärfe die periodische Bewegung von Erinnern und Vergessen.“ Ein Beweis für dieses Phänomen sei, so die junge Künstlerin, dass sie trotz einer gewissen Ortskenntnis von dem Denkmal lange nichts wusste. Auf das Bauwerk sei sie erst bei ihrer Beschäftigung mit Architektur der Gewalt gestoßen, die sie während eines Stipendiums in Helsinki vor zwei Jahren begonnen habe.

Vom Tannenbergdenkmal ist nach dem regen Leben vor und

noch im Zweiten Weltkrieg an seinem überwachsenen Standort so gut wie nichts mehr zu finden, wie die in der Installation verwendeten Fotos von Klaus Otto Skibowski vom Beginn der 50er Jahre

deutlich machen. Um dem endgültigen Vergessen entgegenzuwirken, hat Dorota Nieznalska als zweiten Teil des Projekts einen achtminütigen Film gestaltet, der die Entwicklung von der Schlacht

bei Tannenberg über das Begräbnis Paul von Hindenburgs bis hin zum traurigen Ende des Bauwerks nachzeichnet.

An der Wand gegenüber dem Bildschirm, auf dem diese Doku-

mentation in ständiger Wiederholung zu sehen ist, befindet sich der dritte, traditionellste Abschnitt der Ausstellung mit Postkarten und historischen Fotografien aus der Blütezeit des Tannenberg-

denkmals. Flankiert von den Schautafeln lädt ein Monitor dazu ein, sich mit der ebenfalls zur Ausstellung gehörenden Internetseite www.tannenbergdenkmal.com bekannt zu machen, die – leider bislang nur in polnischer Sprache – in drei großen Themenblöcken die Geschichte des Denkmals, die Erinnerung daran und sein Vergessen beleuchtet. Als kleines Souvenir liegen vor dem Monitor auf einem Tischchen nachgedruckte historische Eintrittskarten aus, auf deren Rückseite die Internetadresse steht.

Resümierend lässt sich feststellen, dass die Ausstellung souverän und vielschichtig gestaltet sowie für Besucher, die sich bis dahin noch nicht mit dem Tannenbergdenkmal und seiner Vorgeschichte auseinandergesetzt haben, informativ und beeindruckend ist. Doch der Funke springt letzten Endes nicht über. Positiver sind hingegen die mit ihr verbundenen Signale eines geänderten Umgangs mit der regionalen Geschichte. Trotz des kontroversen Themas eines antislawischen Mythos entstand Dorota Nieznalskas Werk „Kult pamieci! Tannenbergdenkmal“ im Rahmen eines Stipendiums des polnischen Ministeriums für Kultur und nationales Erbe. Und zur Vernissage der Ausstellung waren immerhin 120 Personen gekommen, darunter Vertreter der Stadt Allenstein und eine große Gruppe von Einwohnern der Stadt Hohenstein mit dem Vorsitzenden des Stadtrats an der Spitze. Bis zum Ende der Ausstellung werden sicherlich noch viele Besucher hinzukommen.

Uwe Hahnkamp



Der konventionellste Teil der ambitionierten Ausstellung: Postkarten und historischen Fotografien

Bild: Hahnkamp

Die Tannenberg Schlacht(en), das Tannenbergdenkmal und der »Kult der Erinnerung« (Mythos)

Der Erste Weltkrieg fand größtenteils außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches statt. Eine Ausnahme bildete Ostpreußen. Das war eine Folge des nach dem Chef des Großen Generalstabs von 1891 bis 1906 benannten Schlieffenplans. Entsprechend diesem Plan begann die deutsche Seite den Krieg mit einer Offensive im Westen unter weitgehender Entblößung des Ostens. Schlesien war durch den Verbündeten Österreich-Ungarn gedeckt, aber Ostpreußen stand den feindlichen Russen nur durch die 8. Armee verteidigt weitgehend schutzlos gegenüber. Das Ergebnis war der sogenannte Ruseseneinfall. Dieser war in seiner Grausamkeit nicht vergleichbar mit jenem der Roten Armee am Ende des Zweiten Weltkrieges, doch war er schlimm genug. Ein großer Unterschied zwischen den beiden besteht darin, dass der erste gestoppt werden konnte, und zwar in der Tannberg Schlacht.

Der deutsche Sieg bei drückender zahlenmäßiger Überlegenheit des russischen Gegners leitete eine Wende ein, zwar nicht des Krieges, aber doch immerhin an der Ostfront. Insofern ist die Tannberg Schlacht mit dem französischen „Wunder an der Marne“ desselben

Jahres an der Westfront oder mit dem polnischen „Wunder an der Weichsel“ im Polnisch-Sowjetischen Krieg von 1920 vergleichbar. Wenn ein Land Opfer einer Invasion wird, diese Invasion üble Folgen für die Zivilbevölkerung hat und es dann gelingt, die Invasoren nicht nur zu stoppen, sondern auch anschließend wieder aus dem Land herauszudrängen, ja zu besiegen, wird das wohl jede Nation groß feiern. Man denke nur an den Brand von Moskau 1812 oder die Schlacht von Stalingrad 1942/43. Die Tannberg Schlacht von 1914 stellte da keine Ausnahme dar. Zudem bot der Erste Weltkrieg kaum andere Siege, in denen die Deutschen in ihrer miserablen Lage alternativ hätten Trost und Selbstbestätigung finden können.

Durch ihre Benennung wurde der Schlacht eine zusätzliche Bedeutung beigemessen. Sie fand zwar tatsächlich bei Tannenberg statt, doch bildete der bei Hohenstein gelegene Ort keinesfalls ihr Zentrum. Dass die deutschen Sieger ihr trotzdem den Namen „Tannberg Schlacht“ gaben, hat eindeutig psychologisch-propagandistische Gründe. Manche Völker haben traumatische verlorene Schlachten in ihrem kollektiven Gedächtnis. Bei den Serben ist es

die Schlacht auf dem Amsfeld von 1389, bei den Schotten die Schlacht bei Culloden von 1746. Bei den Deutschen war es die Schlacht bei Tannenberg von 1410 zwischen dem Deutschen Orden und der polnisch-litauischen Union. Durch die Benennung der Schlacht von 1914 nach Tannenberg sollte dem Sieg in der Öffentlichkeit nun eine Bedeutung beigemessen werden, die er objektiv nicht besaß: Die Schlacht von 1914 wurde propagandistisch als gelungene Revanche der Schlacht von 1410 präsentiert. Die Scharte von 1410 schien endlich ausgewetzt. Nun hatten, so die Botschaft, die Deutschen endlich die damalige Niederlage gegen die Slawen kompensiert.

Gegen die historische Richtigkeit dieser suggerierten Interpretation sprach nicht nur, dass es gelinde gesagt grenzwertig war, die Deutschordensritter von 1410 mit dem Deutschen Reich von 1914 und die polnisch-litauische Union von 1410 mit dem russischen Zarenreich von 1914 gleichzusetzen. Vielmehr war die Schlacht von 1410 auch auf lange Sicht betrachtet ungleich bedeutungsvoller als

jene von 1914. Letztere war nicht kriegsentscheidend. Schließlich verlor der Schlachtensieger von 1914 den Krieg. Die Tannberg Schlacht von 1410 hingegen entschied nicht nur den damaligen Krieg, sie stand für die Schicksalswende eines ganzen Staates. An ihr lässt sich der Anfang vom Ende des Deutschordensstaates festmachen – und das, nachdem dieser Staat erst wenige Jahre zuvor seine maximale territoriale Ausdehnung erreicht hatte. Anders als die Tannberg Schlacht von 1410

offenbarte die Schlacht von 1410 nämlich erstmals ein neues grundsätzliches Problem ihres Verlierers: die strukturelle Unterlegenheit gegenüber dem Zusammenschluss seiner gegnerischen Nachbarn, und das unter einem Herrscher, der getauft war, so dass bei dessen Bekämpfung nicht auf Solidarität seitens der Kirche beziehungsweise der Christenheit zu hoffen war.

Die Bedeutung, die der Sieg von 1914 für die (ost)preußische Zivilbevölkerung und den weiteren Verlauf des Ersten Weltkrieges an der Ostfront hatte, die Dankbarkeit und der Stolz ob des Sieges

des deutschen Davids über den russischen Goliath sowie die genannten volkpsychologischen Momente machen nachvollziehbar, dass sich ungeachtet der schweren Belastungen durch Krieg, Niederlage und anschließende wirtschaftliche Zerrüttung in der Weimarer Republik die Mittel für ein imposantes Tannberg-Nationaldenkmal fanden.

Da Paul von Hindenburg zu Zeiten der Tannberg Schlacht Oberbefehlshaber der siegreichen 8. Armee und zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Tannbergdenkmals Reichspräsident war, sind die Geschichte des Mannes und des Bauwerks verwoben. Am 18. September 1927 weihte der Reichspräsident und Generalfeldmarschall das durch acht Türme geprägte Bauwerk ein. Nach dem Tode Hindenburgs am 2. August 1934 wurde aus dem Tannberg-Nationaldenkmal das Reichserdenmahl Tannenberg. Das ursprünglich streng symmetrisch aufgebaute Denkmal wurde zur letzten Ruhestätte des Staatsoberhauptes und Feldherren umgebaut. Am 2. Oktober 1935, anlässlich seines 88. Geburtstags, wurde Paul von Hindenburg zusammen mit seiner bereits 1921 gestorbenen Ehefrau Gertrud in der im so-

genannten Hindenburgturm für diesen Zwecke errichteten Gruft beigesetzt.

Wegen der großen Bedeutung, die das Tannbergdenkmal als Nationalsymbol besaß, war es der deutschen Staatsführung bei Ende des Zweiten Weltkrieges wichtig, dieses der vorrückenden Roten Armee nicht in die Hände fallen zu lassen und damit der Entweihung durch den Gegner zu verhindern. Da eine Verteidigung unmöglich war, entschied sich Adolf Hitler für die Zerstörung. Ein entsprechender Befehl erreichte den Kommandeur der 229. Infanteriedivision am 21. Januar 1945. Die Särge mit den sterblichen Überresten des Hindenburghepaares wurden vor dem Zerstörungswerk entnommen und Richtung Westen abtransportiert.

Was die Deutschen von ihrem Denkmal übrigließen, nutzten die Sieger als Steinbruch. Die Ziegel gebrauchten sie für den Häuserbau in der Umgebung, den Granit für den Bau eigener Denkmäler in Allenstein. Durch diese geradezu tragikommische Züge tragende Zusammenarbeit zwischen Verlierern und Siegern steht von dem erst im letzten Jahrhundert errichteten Monument so gut wie nichts mehr. Manuel Ruoff

Monument trotz verlorenen Krieges